

Amts- und Anzeigebblatt

für den

Bezirk des Amtsgerichts Eibenstock und dessen Umgebung.

Abonnement

vierteljährl. 1 M. 20 Pf.
(incl. Bringerlohn) in der
Expedition, bei unsern Boten,
sowie bei allen Reichs-
Postanstalten.

Erscheint

wöchentlich drei Mal und
zwar Dienstag, Donnerstag
u. Sonnabend. In-
sertionspreis: die kleinste
Zeile 10 Pf.

Verantwortlicher Redacteur: E. Hannebohn in Eibenstock.

27. Jahrgang.

N. 102.

Sonnabend, den 28. August

1880.

Tagesgeschichte.

— Deutschland. Ueber die diesjährigen Ernte-
ergebnisse herrscht noch immer große Meinungsverschieden-
heit. Während die liberalen Zeitungen durchweg ernste
Besürchtungen aussprechen, lesen wir in landwirtschaftlichen
Zeitungen gegentheilige Auslassungen; so schreibt
u. A. die „Deutsche Landeszeitung“: Die von dem
landwirtschaftlichen Minister auf Grund früherer Be-
richte in Aussicht gestellten nicht ungünstigen Ernte-
ergebnisse scheinen im Ganzen trotz der mancherlei Un-
glücksfälle sich zu verwirklichen. Die Lamentationen,
mit welchen die liberalen Blätter von Reportern ange-
füllt, die wahrscheinlich nicht im Stande sind, Roggen
von Gerste zu unterscheiden, sind nichts weiter wie ten-
denziöse Lügen, berechnet, die Bevölkerung in Aufregung
und Unruhe zu versetzen und für die Aufhebung der
Getreidezölle Stimmung zu machen. — Einstimmiger
dagegen sind noch immer die Klagen gegen die Höhe
der Gerichtskosten und Anwaltsgebühren, wie solche die
neueste Justizgesetzgebung geschaffen hat. Die lauten
und einmüthigen Klagen, welche sich in allen Theilen
des Deutschen Reiches über die Vertheuerung des Rechts-
weges vernehmen lassen, haben zunächst zu dem erfreu-
lichen Ergebnis geführt, daß das Reichsjustizamt dem
Reichstagsbeschlusse vom 28. April dieses Jahres Folge
zu geben beschloß. Dieser, auf Antrag des Ab-
geordneten Klotz gefasste Beschluß ging dahin, die Re-
gierung zur Aufstellung von Ermittelungen über die
Gerichtskosten und ihre Wirkung zu ersuchen und
das Ergebnis zur Kenntniß des Reichstages zu bringen.
Die zu diesem Zweck notwendigen Schritte zu thun,
hat das Reichsjustizamt gegenwärtig die einzelnen Bun-
desregierungen ersucht. Das Ergebnis der anzustellen-
den Ermittlungen kann kaum zweifelhaft sein. Sie
werden die Nothwendigkeit einer Herabsetzung der Pro-
zesskosten und dementsprechend einer Revision und ge-
seßlichen Umformung der Kostentaxe klarlegen.

— Die Meldung der „Morning Post“, daß Fürst
Bismarck die Ansprüche der österreichisch-ungarischen
Regierung auf eine machtgebietende Stellung in der
Schiffahrt der unteren Donau wirksam und
mit einer in seiner Behandlung der orientalischen An-
gelegenheiten ungewöhnlichen Energie unterstütze, stimmt
mit schon früher gebrachten Nachrichten überein. Die
Reichsregierung ist sich der Wichtigkeit einer freien Schif-
fahrt auf der Donau wohl bewußt und thut ihr mög-
lichstes, um die Freiheit derselben zu wahren und vor
kleinstaatlichen Nörgeleien zu schützen.

— Die Ueberschwemmungen im oberen Weich-
sel- und Odergebiet sollten eine dringende Aufforderung
für die Regierungen des deutschen Reiches, Oesterreichs
und Russlands bilden, gemeinsam nach einheitlichem
Plane den Hochwassergefahren zu steuern. Man denkt
in unserer Zeit vielleicht zu viel an die äußeren Feinde,
jedemfalls zu wenig an die inneren Gefahren. Kurz
nach Abschluß des Dreikaiserbündnisses fand bereits eine
Conferenz von Vertretern der drei Staaten zum Zwecke
einer einheitlichen Weichselregulierung statt; in letzter
Zeit — vielleicht seitdem das Verhältnis zu Russland
etwas kälter geworden zu sein scheint — hat man aber
hiervon nichts mehr gehört. Wenn doch die Diploma-
ten, denen der Telegraph die Gelegenheit zu persönlicher
Initiative auf politischem Gebiet so sehr beschränkt hat,
einen Ersatz hierfür in wirtschaftlichen Bestrebungen —
und zwar namentlich auf dem Gebiete des Wasser-
verkehrs — suchen wollten. Sind doch die Wasser-
straßen so recht eigentlich berufen, die internationalen
Beziehungen der Völker immer inniger zu verketten.
Hier bietet sich ein herrliches Feld für Eroberung fried-
licher Vorbeeren!

— Die in Berlin erscheinende „Prov.-Korresp.“
bringt an erster Stelle einen längeren Artikel anlässlich

des Jubiläums des Hauses Wittelsbach, worin der viel-
fachen und großen Verdienste des Königs Ludwig um
Deutschland, namentlich seiner Initiative zur Wiederher-
stellung der Kaiserwürde gedacht wird. Der Artikel
schließt: Mit dieser That des Hochsinnes hat das
glorreiche Haus der Wittelsbacher einen Abschnitt als
Herrschergelecht bezeichnet, den zum siebenten Jahr-
hundert noch ein Dezennium fehlte. Heute ist auch
dieses Dezennium vollendet; es zeigte, daß König Lud-
wig den Sinn, in welchem er ein neues Deutschland
herbeiführen half, in festem königlichen Herzen bewahrt,
um die große Schöpfung zu erhalten. So blüht heute
das gesammte Deutschland vom Kaiser bis zum schlich-
ten Bürger mit Stolz auf das glorreiche Haus der
Wittelsbacher und auf die unter ihnen vereinigten reich-
begabten ehrenhaften deutschen Stämme. Möge das
Erlauchte Geschlecht einen Abschnitt beginnen, der sei-
nen Namen in der deutschen Geschichte hell und heller
leuchten sieht.

— München, 25. August. Die heutige Feier des
siebenhundertjährigen Regierungsjubiläums des Hauses
Wittelsbach nahm, vom schönsten Wetter begünstigt,
einen glänzenden Verlauf. Außer den programmäßigen
militärischen und kirchlichen Feierlichkeiten fanden Fest-
bankette und Musikaufführungen statt. Die amtlichen
und die Privatgebäude, die Kirchen und Kasernen waren
auf's Reichste mit Flaggen geschmückt. Ungeheure
Menschenmassen durchzogen ununterbrochen in ungehörter
Ordnung die prächtig decorirten Straßen. Die beson-
ders schön ausgeschmückten Monumente der bairischen
Herrscher werden Abends beleuchtet; Musikkapellen spie-
len bei denselben patriotische Musikstücke. Der König
verlieh zahlreiche Orden und Titel und erließ zu diesem Tage
folgende Proclamation: An Mein Volk! Es ist Mei-
nem Herzen ein Bedürfnis, an dem Tage, welcher zu
Ehren Meines Hauses festlich begangen wird, dem wahr-
en und tiefen Danke Ausdruck zu geben, den Ich bei
dem Rückblick auf sieben Jahrhunderte empfinde. Die-
ser Dank gilt der unwandelbaren Treue und Anhäng-
lichkeit, mit welcher Mein Volk dem Throne der Wit-
telsbacher ergeben ist. Unter den Eigenschaften, welche
den Ruhm aller Stämme Meines Volkes bilden, steht
rein und glänzend die Treue und Anhänglichkeit obenan:
Die Treue ist Mir die Grundlage Meines Thrones, die
Anhänglichkeit der schönste Juwel Meiner Krone. Mit
dem innigsten Danke verbinde Ich die Versicherung, daß
das Glück Meines treuen Volkes das Ziel Meiner
heißesten Wünsche, daß es die Bedingung Meines eigen-
en Glückes ist. Gleich Meinen in Gott ruhenden
Ahnen, deren Andenken in diesen Tagen mit so rühren-
den Beweisen der Pietät geehrt wird, bin Ich von dem
vertrauensvollen Bewußtsein durchdrungen, daß Mein
Volk in allen Zeiten fest zu seinem Fürsten steht. Mit
diesem erhebenden Gefühle trete Ich in das achte Jahr-
hundert der Regierung Meines Hauses ein. Möge
Meinem Volke ungetrübte Wohlfahrt beschieden sein
für alle Zukunft: Das walte Gott. Elmau, den 22.
August 1880. Ludwig.

— Die Stadt Straßburg besitzt eine Anzahl
von Einwohnern, welche in Folge der Option sowohl
die deutsche, wie die französische Nationalität verloren
haben, also gar keiner angehören. Die Gültigkeit der
Option war nämlich u. A. davon abhängig, ob die Be-
treffenden sich in Frankreich ansässig machten. Verschie-
dene Grundbesitzer kauften sich in Folge dessen einfach
in Frankreich an und hielten sich abwechselnd auf fran-
zösischem und deutschem Boden auf. Der deutschen
Regierung wiesen sie durch Documente, Steuerzettel u.
nach, daß sie ihr Domicil wirklich in Frankreich erwor-
ben haben und wurden deshalb als Franzosen erklärt.
Auf Grund derselben Manipulation ließen sie sich von
der französischen Behörde für deutsch erklären. Die-
selben können sich also beliebig in Deutschland als Fran-

zosen, oder in Frankreich als Deutsche bezw. Elsaß-
Lothringer aufhalten, gewiß ein in seiner Art einzig
dastehendes Verhältnis und somit eine Art Politik der
freien Hand.

— Italien. Der Papst hat über die belgischen
Angelegenheiten nunmehr seine Ansicht in Form einer
Allocution ausgesprochen. Aus derselben ist zu ersehen,
daß die Ansprüche des Papstthums im fortwährenden
Wachsen begriffen sind. Während man bisher geglaubt
hat, daß der diplomatische Verkehr zwischen den größeren
Staaten und dem Papst auf dem Fuße der Gleichbe-
rechtigung und nach dem Völkerrechte stattfände, belehrt
Papst Leo die Welt, daß das ein großer Irrthum ist.
Aus dem unfehlbaren Lehramt heraus, welches das
Papstthum sich hat zuerkennen lassen, wird festgestellt,
daß der Papst ein „geheiligtetes Recht“ hat, Nuntien und
Legaten an fremde, namentlich katholische Völker und
deren Fürsten zu senden. Fremde Völker und Fürsten
haben daher die geheiligte Pflicht, diese Sendlinge zu
empfangen. Unter diesen Umständen wird man ohne
Zweifel die frühere Idee, einen souveränen päpstlichen
Nuntius in Berlin zu empfangen, aufgeben.

Sächsische Nachrichten.

— Schwarzenberg, 25. August. Die früheren
Bedenken, welche man bez. des Turnens des hiesigen
Turnvereins in der neuen städtischen Schulturnhalle —
nach dem Muster der Schneeberger Seminarturnhalle
eingerrichtet — wiederholt ausgesprochen hat, sind nun-
mehr beseitigt; denn am 20. d. M. turnte der Turn-
verein das erste Mal in der Halle. Mit welcher Lust
und welch' fröhlichem Muthe sah man da die Turner
an die Uebungen gehen, man sah es ihnen an, daß
alle die freudige Genugthuung beherrschte, endlich nach
jahrelangem Mühen und Ringen doch noch das ge-
wünschte Obdach gefunden zu haben. Auch ein aus-
wärtiges Ehrenmitglied gab seiner Freude durch ein
Telegramm Ausdruck. Ein fröhliches Zusammensein
in der Restauration Pöpsch's gab diesem denkwürdigen
Tage der Turnerschaft Schwarzenbergs einen schönen
Abschluß. Sehr angenehm hat es in der Bürgerschaft
berührt, daß der Verein diesem Tage nicht ein pomp-
haftes Gepräge gab, sondern des ächten, schlichten Turn-
erfinders eingedenk, schlicht und einfach verlebte. Der
wackeren Schaar aber rufen wir zu diesem Erfolge
ein herzliches, fröhliches „Gut Heil!“ und seinem Vor-
wärtstreben auch fernerhin ein kräftiges „Bahn frei!“ zu.

— Dresden. Die diesjährige Sedanfeier
wird hier in Dresden, wo am 1. September die feier-
liche Enthüllung des auf dem Altmarkt errichteten Sieges-
denkmals stattfinden soll, eine imposante werden. An
gedachter Enthüllungsfest wird sich die königl. Familie
betheiligen, die Armee durch Deputationen mit dem
sächs. Feldzeichen und alle Stände und Corporationen
durch Repräsentanten vertreten sein. Am 2. Septbr.
wird sodann am Denkmale eine große Musikaufführung
durch die hiesigen Männergesangsvereine und ein aus
Schulkindern gebildetes Sängercorps stattfinden. Am
Abend des 1. September veranstalten die hier lebenden
Studenten einen großen Comers und viele renommierte
Restaurants Festfeier mit Concert und Feuerwerk.

— Leipzig, 26. August. In der verfloffenen
Nacht ist hier die Ordre eingegangen, daß die Feld-
übungen des XII. Armeecorps in diesem Jahre aus-
fallen, da die Erntearbeiten in Folge der ungünstigen
Witterung noch zu weit im Rückstand sind. Der Aus-
marsch der hier garnisonirenden Truppen, zu welchem
bereits alle Vorbereitungen getroffen waren und welcher
morgen früh stattfinden sollte, ist daher sistirt worden.

— Leipzig. Das vielbesprochene große Sommer-
fest des Leipziger Künstlervereins und noch anderer Ge-
nossenschaften, welches am vergangenen Sonntag im
dortigen Schützenhaus stattfand, muß einen ziemlich

Fabrik
n-
den vor-
geübt ist,
Das An-
bei freier
00 M.
Offerten
iden-
machung
enehmig-
er hiesige
Finanz-
onen so-
ihrezeit
Julius
heil auch
ente zu
annahme
Anlauf
e einge-
zu die-
al.
Damen
Enthält-
er gefl.
Ehren-
anzeigen.
bel.
für die
itag,
e zwei
lhr: ge-
m.
be.
r.
er An-
s, wo zu
ker.
p. Mis.,
siegeln
d werde
Weiß-
wartent.
ker.
te Don-
erstag:
nd.
rg.
Früh.
Nachst.
ot.
1 Borm.
715 Ab.
f.
Borm.
Ab.
ch.
nd, in
Stunde

tristen Verlauf genommen haben, da wir im Leipz. Tgl. darüber folgenden Zeilen begegnen: „Nach dieser Seite — es ist nämlich der Besuch gemeint — war der große Wurf gelungen und wir hatten uns darauf gefreut, auch nach der anderen Richtung hin einen recht günstigen Bericht über den Verlauf des Festes geben zu können. Wir sind indessen leider in dieser Erwartung getäuscht worden, da Das, was den Besuchern des Festes geboten wurde, mit Ausnahme der leiblichen Verpflegung, berechtigten Ansprüchen nicht genügen konnte. In der ganzen Stadt herrscht heute nur eine Stimme des Mißmuths hierüber, und wir ziehen deshalb vor, auf die ganze Festlichkeit nicht näher einzugehen.“ Günstiger hingegen spricht sich ein ebenfalls längerer Bericht des „Berl. T.“ aus, der von dem vom Festplatz gebotenen pittoresken Bilde und der Gestaltung des Festzuges in befriedigter Stimmung geschrieben erscheint.

— Glaucha. Eine Dame aus Dresden, welche am Sonnabend von da nach Waldenburg fahren wollte, mußte unterwegs das Wort: „Denn das Unglück schreiet schnell“, in empfindlichster Weise erfahren. Ihr starb zwischen St. Egidien und hier plötzlich im Eisenbahnwagen ihr etwa dreiviertel Jahr altes Kindchen.

Der Geliebte der Todten.

Roman. Frei nach dem Französischen von Julius Detmold. (Fortsetzung.)

Nur einem Thier schien man es allem Anschein nach zuschreiben zu dürfen.

Ich rief Peter, zeigte ihm die Löcher im Boden und theilte ihm meine Vermuthungen mit.

„Ob es vielleicht Füchse sind?“ fragte ich.

„Nein!“ antwortete er mir. „Das sind weder Wölfe noch Füchse gewesen. . . seit zwölf Jahren hat man keine mehr hier gesehen. Ich weiß, wo Das herührt! . . .“

„Run?“

„Jetzt erkläre ich mir das Bellen Job's . . .“

„Job ist die große Bulldogge unseres Fleischer.“

„Heute Nacht.“ fuhr Peter fort, „gegen drei Uhr Morgens hörte ich den Hund bellen und umherlaufen. Er ist wahrscheinlich hier hereingekommen, und Sie wissen . . . diese Fleischerhunde . . . ja, ja, er ist es ganz sicher gewesen.“

„Glaubst Du, daß er über diese Mauer kommen konnte?“

„Gewiß! An der Sakristei ist die Mauer nur zwei Fuß hoch.“

So wahrscheinlich erschien mir dies, daß ich Peter befehl, nicht weiter davon zu sprechen, um die Familie der armen Louise — sie ist eine Nichte des Bürgermeisters — nicht zu betrüben.

Ich versprach ihm, selbst mit Herrn Tartois, dem Eigenthümer des Hundes, sprechen zu wollen und ihn zu bitten, seinen Hund bei Nacht nicht frei herumlaufen zu lassen, denn man hätte an mehreren Stellen des Friedhofes und um die Kirche Spuren desselben angetroffen.

Peter füllte die Löcher aus und verwischte jede Spur der Verwüstung.

So waren wir vollkommen beruhigt.

Während des Tages besuchte ich Herrn Tartois, und er versprach, meine Bitte zu erfüllen. Am folgenden und auch am nächstfolgenden Tage zeigte sich nichts Auffälliges, und so wich jede Unruhe von mir.

Peter kam am folgenden Tage wieder auf diese Angelegenheit zu sprechen, während ich voll seltsamer Unruhe im Herzen zum Grabe Louise's schritt.

„Run, Herr Pfarrer? Sehen Sie wohl? Hatte ich nicht Recht, daß Job es war! . . . Jetzt kann ich Sie beruhigen . . . ich habe heute Nacht einen Kundgang gemacht.“

Ich drückte dem braven Mann die Hand, und ahnungslos gingen wir Beide unseren gewohnten Geschäften nach.

Aber nun kam der neunte Februar!

O, Euer Hochwürden, dieser neunte Februar!

Ich hatte mich früh am Morgen erhoben. Dieser Tag hat eine traurige Bedeutung in meinem Leben. Vor sieben und zwanzig Jahren hatte ich an ihm meine Mutter verloren! In der Nacht hatte ich sie im Traume wiedergesehen. Thränen hatte sie vergossen, und jede dieser Thränen, die Tropfen für Tropfen auf meine Brust fielen, brannte mir in's Herz hinein. Es war ein schrecklicher Traum . . . endlich war ich erwacht!

Um nicht noch ein Mal in ähnliche Träumereien zu verfallen, kleidete ich mich an und las einige Seiten im „Gottesstaat“ des heiligen Augustin.

Doch mein Geist war verwirrt, und mein Körper bebte. Um Ruhe zu finden, trat ich in's Freie, und obwohl es stark schneite, schlug ich doch den einsamen Weg nach dem Friedhof ein.

Eine höhere Macht trieb mich offenbar!

Als ich den Gottesacker betrat, sah ich einen Schatten — weniger als einen Schatten, einen Rebel —

sich in dem Dunst bewegen und bei meinem Nahen über die niedrigste Stelle der Friedhofmauer springen.

Die Gestalt war verschwunden, und lautlose Todesstille athmete der Kirchhof!

Bewirrt starrte ich einige Augenblicke lang in den Dunstschleier, den der Schnee über alle Gegenstände zog.

Ich zweifelte, daß ich etwas gesehen, glaubte geträumt zu haben. Dann raffte ich meinen Muth zusammen und eilte in der Richtung auf die Kirche zu.

Vielleicht hatte man das Heiligthum entweiht.

Beh! Drei Mal weh! Nicht das Heiligthum war geschändet. Die Kirche war geschlossen . . . aber ein Grab war offen . . . das Grab der Louise Declaug!

Und nicht nur offen war das Grab, der Leichnam des jungen Mädchens war aus seinem stillen Ruhebett herausgerissen und lag auf den Trümmern des Sarges!

Die Erde war umgewühlt, das Leichentuch in Stücke zerrissen, das herausgerissene Kreuz hing auf der einen Seite, und das junge Kind lag, ein Lächeln auf den kalten Lippen, das mir das Herz erstarrete, auf dem weichen, weißen Schnee.

Dichter fielen die Schneeflocken und bedeckten allmählig den starren Leichnam Louise's und die entweihten Trümmer mit einem weißen Todtenschleier.

Der empörte Himmel gab selbst dem armen entschlafenen Kinde ein Grab, der Allerhöchste, der in seinem todten Geschöpf geschändete Schöpfer, umhüllte sein entweihtes Ebenbild mit einem Leichentuch!

Ich kann Ihnen den Zustand meiner Seele in diesem schrecklichen Augenblick nicht schildern, Ihnen nicht sagen, welche Gefühle meine Brust, mein wüthes Hirn durchkreuzten.

Mein erster Gedanke war, Peter sei der Urheber dieser Schandthat . . . denn jetzt hatte ich die traurige, aber unerschütterliche Gewißheit, daß ein menschliches Wesen diese That gethan. Ich glaubte die Beweise seiner Schuld in seinem Wesen, in seiner Lebensweise zu finden.

Die Hingebung dieses Mannes an den Friedhof, sagte ich mir, ist unnatürlich. Dahinter ruht ein Geheimniß!

Ich eilte nach der Wohnung Peter's.

Athemlos, leuchtend . . . bebend bei dem Gedanken, ihn nicht zu Hause zu treffen . . . schauernd in der Erinnerung, daß ich ihm die Hand gedrückt . . . langte ich vor seinem Hause an.

Stetig klopfte ich und hörte gleich darauf Peter's raube Stimme mit einem: Wer ist da? antworten, das mir wie ein Halleluja in die Seele klang.

Aber nur einen Augenblick lang wich der Zweifel; hartnäckig lehnte er wieder.

Konnte er mir nicht auf einem kürzeren Wege dor- ausgeeilt sein?

„Deffne schnell!“ befahl ich.

„Was giebt es denn?“ fragte er öffnend in dem halb ärgerlichen, halb überraschten Tone eines Mannes, der soeben aus dem Schlafe aufgeweckt worden.

Ehe ich antwortete, eilte ich zu seinen Sachen, die auf einem Stuhl lagen . . . sie waren nicht feucht.

„Sind Das Deine einzigen Kleider?“

„Nein, ich habe noch andere im Schranke.“

„Zeige sie mir.“

„Hier sind sie, Herr Pfarrer.“

Fragend ruhte sein Auge auf mir. Ich fühlte, daß ich ihn grundlos verdächtigt, und ich mußte mich vor ihm demüthigen.

„Wo sind Deine Schuhe?“ fragte ich doch noch.

Er zeigte sie mir: sie waren fast trocken.

Jetzt fiel mir ein, woran ich gleich hätte denken sollen: die Fußspuren im Schnee zu betrachten. Jetzt aber war es zu spät.

Ich trat auf Peter zu, streckte ihm beide Hände entgegen und sagte:

„Verzeihe mir, Peter!“

„Was soll ich verbrochen haben?“

„Heute Nacht ist ein schändliches Verbrechen begangen worden: Louise hat man aus ihrem Grabe herausgerissen!“

Entsetzt starrte er mich an; sein ganzer Körper erbebte vor Zorn und Schmerz . . .

Dann brach er in die Worte aus:

„O, der Schurke! Der Schurke! . . . Man muß ihn suchen, ihn der Gerechtigkeit überliefern!“

Verhaltenen Muth athmete in diesen Worten. Im Augenblick war er angekleidet, und ohne weiter ein Wort zu wechseln, eilten wir zum Kirchhof zurück.

Ohne uns Rechenschaft von unserm Thun zu geben, vom Instinct gleichsam getrieben, hoben wir den Leichnam in seinen Sarg und legten den Deckel darüber.

Die umhergestreuten Fesseln des Bahrtuches sammelten wir, glätteten die Erde, richteten das Kreuz auf, vertheilten den Schnee, und die noch immer fallenden Flocken überdeckten in Kurzem den Schauplatz des Verbrechens . . . die Hand Gottes löschte die Spuren aus, welche die Gerechtigkeit der Menschen hätten aufrufen müssen! . . .

„Ihr seid ja heute früh auf, und Euer Herr Pfarrer auch.“ sagte später der Fleischer zu Peter, dem er beglückete, als er sich zum Viehmarkt begab.

„Heute ist der Jahrestag des Todes seiner Mutter!“ erwiderte Peter.

Diese Entschuldigung war trefflich, denn meine Augen glühen noch jetzt und Fieber schüttelt meinen Körper. Eine Centnerlast ruht auf meiner Brust. Jeden Augenblick glaubte ich sterben zu müssen, und mein heißestes Gebet, daß ich zu Gott richte, ist, mich nur so lange leben zu lassen, bis ich den Schuldigen entdeckt und sein Verbrechen gefühnt habe.

Durch meine Schuld wird nach dem Verbrechen nicht geforscht. Statt das Gericht zu benachrichtigen, habe ich die Spuren der Entweihung getilgt. Ich weiß, daß die göttliche Gerechtigkeit den Schuldigen der Rache nicht entgehen läßt, aber . . . ging ich nicht zu weit, that ich Recht daran, der menschlichen Gerechtigkeit nicht freien Lauf zu lassen?

Gedanken stiegen in mir auf, die mir die Größe dieses Verbrechens in immer abscheulicherem Lichte zeigten. Hochwürden, kein menschliches Gesetz hat solche Schandthaten vorhergesehen, und sie treffen ja auch nicht die Gesellschaft . . . die Todten haben ja keinen Theil mehr an ihr.

Um so nichtswürdiger, um so schändlicher ist das Verbrechen, da kein Gesetz es trifft . . . um so verabscheuungswürdiger, als der Mensch nicht daran dachte, es zu bestrafen, als er nicht dachte, daß es begangen werden könnte.

Ein Diebstahl scheint nicht das Motiv der That gewesen zu sein.

Run will ich Euer Hochwürden die Frage unterbreiten, ob ich nicht selbst den Schuldigen suchen soll . . . nicht, um ihn dem Gerichte zu überantworten, sondern um ihn zu den Füßen eines Gottes hinzuziehen, den er so schwer in seinem Bilde beleidigt hat, denn ein Zweifel beängstigt mich, ein Gedanke zerreiht mein Herz: Wenn der Verbrecher anderwärts seine Entweihung fortsetzte? Wenn er durch meine Eile, seine Schuld zu tilgen, sich berechtigt hielt, straflos sein schändliches Thun weiterhin auszuüben? . . .

Sicher gehörte er zur Gemeinde. Ich muß ihn kennen. Ich muß ihn zum Gehändniß des Verbrechens zwingen, um das außer Ihnen und Peter noch Niemand weiß.

„Muß Das nicht mein neues Lebensziel werden: ausfindig zu machen, wer das Grab Louise's geschändet? Doch erwarte ich Ihre Befehle, Hochwürden!“

In demüthigster Ergebung bitte ich um Ihren bischöflichen Segen!

Abbé Morlet, Pfarrer.

P. S. Peter hat die Möglichkeit in's Auge gefaßt, daß der Leichenschänder vielleicht heute Nacht wiederkommen könnte. Er will daher wachen, trotzdem es unwahrscheinlich ist, daß er noch ein Mal kommt.

(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

— Harun-al-Raschid, der Zeitgenosse Karl's des Großen, erließ den Befehl, es dürfe in seinem Reiche keine Moschee gebaut werden, es sei denn, daß vorher an dem Orte eine Schule errichtet worden wäre. Seitdem ist mehr als ein Jahrtausend vergangen. Es hat eines Zeitraums von fast zehn Jahrhunderten bedurft, ehe der christliche Occident sich zur Anschauung des weisen Kalifen erheben konnte. Dome bauen hatte seine Zeit — heute baut man Schulen. Der Jugend gehört die Welt; wer die Jugend hat, hat die Welt. In dem einst misachteten Schulmeister hat unsere Zeit — spät genug — das Mäuslein erkannt, welches, nach dem Aussprüche der alten Pädagogen, das Reh zernagt, das den Löwen gefangen hält. Kein Dorf ist so arm, daß nicht unter den armseligen Hütten sich ein Palast erhöhe: die Schule. Die dumpfen, finstern Schulzimmer, die mehr einem Kerker gleichen, sie verschwinden; hoch und luftig wird gebaut; neben dem Geist soll auch dem Körper sein Recht werden. Die Schul-Hygiene ist wohl eine junge Wissenschaft, jedoch nicht der geringsten eine, so wenig als die Gesundheit der Güter geringstes ist.

— Zu einer sehr pikanten Scene wäre es beinahe kürzlich vor dem Schöffengericht zu Bittau gekommen. Die Angeklagte, die Kartenschlägerin Christiane Strandsky aus Jederswig, hat nämlich die Marotte, sich als geistig gestört zu geben, obwohl sie einem ärztlichen Zeugniß zu Folge recht wohl bei Sinnen ist. Inmitten der Verhandlung suchte sie nun das Kunststück der Pärzue nachzuahmen, welcher achtbaren Dame die Alten bekanntlich nachredeten, daß sie sich vor den Richtern entschleierte habe. Ein Schauer ergriff daher die Anwesenden, als die Angeklagte mit affenartiger Geschwindigkeit sich plötzlich ihrer Kleider entledigte, und nur der raschen Intervention des Gerichtsdieners war es zu verdanken, daß es bei einer nicht völligen Entkleidung sein Bewenden hatte.

Einladung.

Am 2. September d. Js. findet die feierliche Enthüllung des in hiesiger Stadt errichteten **Krieger-Denkmal**s laut nachstehendem Programm statt.

Das unterzeichnete Comité ladet hiermit sämtliche hohe Behörden, Vereine, Corporationen und Innungen, sowie die Einwohnerschaft von Eibenstock und Umgebung, insbesondere alle gewesenen Militärs zur Betheiligung an dieser Feier ganz ergebenst ein.

Alle Diejenigen, welche sich am **Festessen** (à Couvert 2 Mark) betheiligen wollen, werden gebeten, die Anmeldungen bei Herren Restaurateur Eberwein, Unionswirth Balthasar, sowie Herrn Ludwig Gläß bis zum 31. dss. gest. zu bewirken.

Eibenstock, 27. August 1880.

Das Kriegerdenkmal-Comité.
Carl Dörffel, Vorsitzender.

PROGRAMM:

- | | |
|--|--|
| <p>1) Vormittag 9 Uhr: Versammlung der Festtheilnehmer auf dem Postplatz.</p> <p>2) " 9 1/2 " Festzug durch die Straßen der Stadt nach der Kirche.</p> <p>3) Festgottesdienst. Bekränzung der im Hauptportale befindlichen Gedenktafel.</p> <p>4) Weitermarsch des Zuges nach dem Denkmal.</p> <p>5) Weihegesang der vereinigten hiesigen Gesangsvereine (Nimm deine schönsten Melodien etc.).</p> <p>6) Festrede des Herrn Kaufmann Otto Lindemann. Enthüllung des Denkmals.</p> <p>7) Bekränzung des Denkmals durch Festjungfrauen.</p> <p>8) Niederlegung von Lorbeerkränzen:
a. von Seiten der hiesigen Landwehr- und Reserve-Offiziere.
b. " " des hies. Militärvereins und dreifache Ehrensalve.
c. " " der freim. Turner-Feuerwehr — der Gesangsvereine „Orpheus“, „Viebecktranz“ und „Stimmgabel“.</p> | <p>9) Gesang der vereinigten hies. Gesangsvereine (Hurrah Germania!).</p> <p>10) Uebergabe des Denkmals an die Stadt durch den Vorsitzenden des Comité's, Herrn Lieutenant der Landwehr Carl Dörffel.</p> <p>11) Uebnahme des Denkmals durch Herrn Bürgermeister Rose.</p> <p>12) Allgemeiner Gesang mit Instrumental-Begleitung (Ein feste Burg etc.).</p> <p>13) Ansprache des Herrn Schuldirector Dr. Förster an die Schuljugend.</p> <p>14) Allgemeiner Gesang mit Instrumental-Begleitung (Die Wacht am Rhein.).</p> <p>15) Abmarsch des Festzuges nach dem Postplatz. Auflösung des Zuges.</p> <p>16) Mittag 1 Uhr: Allgem. Festessen im „Feldschlößchen“.</p> |
|--|--|

Auction
im „Bairischen Hof“.
Montag, den 30. August, von früh 9 Uhr an werden verschiedene **Bierfässer**, auch für Decouomen passend, gegen sofortige Zahlung verkauft.
Huber, Schönheide.

Augen-Heilanstalt.
Sprechzeit: 9—12 und 3—4 Uhr.
Sonntags nur 9—12 Uhr.
Augenkl. f. Arme wochentags 12—1/2 Uhr.
Dr. Nobis, Augen- und Ohrenarzt,
Chemnitz, Langestraße 1, I.
An der Nicolaikirche.

Spargel, junge Erbsen, Leipz. Allerlei, Teltower Rüben etc., sowie Früchte zu Compot und Bowlen in Büchsen empfiehlt
Julius Tittel
am Neumarkt. Fil.: Postpl.

Mein Lager moderner **Aleiderstoffe** mit dazu passenden **Besatzstoffen** halte ich meinen werthen Kunden bestens empfohlen.
Paul Beyer.

Bergmann's Sommerproffen-Seife
zur vollständigen Entfernung der Sommerproffen, empfiehlt à Stück 60 Pfg.
Wittwe Isidor Gross.

Wohnungs-Veränderung.
Hiermit die ergebene Anzeige, daß ich jetzt in Nr. 248, Theaterstraße, wohne und empfehle mich zur Anfertigung von **wollenen u. baumwollenen Strümpfen** in allen Größen und Farben, sowie zum **Anstrichen von Strümpfen** aller Art; auch werden auf Bestellung Strümpfe, sowie Wäsche gezeichnet.
Achtungsvoll
Gust Schröder, Strumpfsticker.

Vortheilhafte Kaufsofferte!

Die rasch gewonnene Ausbreitung meines Geschäftes bedingt eine **Vergrößerung meiner Geschäftslocalitäten.**
Um nun aber vorerst beim nöthig werdenden Umzug meines Geschäftes während des beabsichtigten **Umbaues meiner Geschäftsräume** möglichst wenig Waaren bewältigen zu müssen, verkaufe ich jetzt **alle Artikel zu ganz außergewöhnlich billigen Preisen.**

Waaren, die nicht mehr ganz modern sind, verkaufe ich weit **unter Einkaufspreis** und biete dadurch eine äußerst günstige Kaufsgelegenheit.

Hochachtungsvoll
G. Meichssner,
Damenmäntel-, Modewaaren-, Besatzartikel- und Bänder-Geschäft,
Schneeberg am Markt.

„LOFODEN“
raffinirten Dampf-medicinal-Leberthran
(allgemein bekanntes, werthvolles Heilmittel)

aus der frischen Dorschleber bereitet, rein und unverfälscht, fast gänzlich geruchlos und von reinem Geschmack, vom beidigten Handels-Chemiker Herrn Dr. G. L. Ulex in Hamburg als Dorschleberthran bester Qualität bezeichnet, empfiehlt die

Lofoden-Fischguano- u. Fischproducten-Gesellschaft in Hamburg,
Eigenthümerin der bedeutendsten Thran-Fabrik auf den **Lofoden-Inseln in Norwegen.**

Ueber die Art der Zubereitung, die unserm Lofoden-Thran den Vorzug vor anderen Mitteln dieser Art giebt, sowie über dessen Gebrauchsanweisung, sprechen sich genauestens unsere Prospekte aus, die jeder Originalflasche gratis beigegeben werden.

Preis pro Originalflasche Mk. 1.20. Hauptdepöt für's Erzgebirge bei **Adolph Kirst** in Chemnitz. Niederlage für Eibenstock und Umgegend bei
Julius Tittel in Eibenstock.

Schönheiderhammer.
Sonntag, den 29. August:
CONCERT von Musikdirector **Deser.**
Anfang 3 1/2 Uhr. — Entree 30 Pfg. — Programm gewählt.
Es ladet ergebenst ein
G. Mendel.

Auction.
Künftigen Sonntag, als d. 29. d., Nachmittags 3 Uhr sollen im freigelegten Unterstühengrün circa **hundert Schock Getreide,** bestehend in **Roggen** und **Hafer,** einzeln und partienweise öffentlich gegen baare Bezahlung versteigert werden.
Desgl. soll am **Montag, d. 30. dss.,** früh gegen 9 Uhr das diesjährige **Grummt** parzellenweise gegen baare Bezahlung öffentlich versteigert werden.
Unterstühengrün, 25. Aug. 1880.
Heinrich Krauß.

Das Hut-Geschäft
von
Hermann Rau
empfehlend zur
Herbst-Saison
reiche Auswahl
von
Seiden-, Filz- u. Kinderhüten
zu billigsten Preisen.

(Eingefandt.)
Nach einigen Monaten unangenehmen Gebrauchs des **Ringelhardt = Glöckner'schen Zug- u. Heilpflasters***) bin ich von einer **äußerst schlimmen Bruh,** die mir ärztlicherseits nur durch Amputation hergestellt werden sollte, **vollkommen geheilt** worden, was ich der **Wahrheit gemäÙ** und zum **Wohle der leidenden Menschheit** hierdurch **dankbar** bescheinige.
Copie b. Pirna, Lobmeyerstr. 54, den 1. April 1880.
Ernestine W. Böttcher.

*) Echtheit mit dem Stempel: M. Ringelhardt und der Schutzmarke:  auf den Schachteln ist zu beziehen à 50 u. 25 Pf. aus den Apotheken i. Eibenstock, Schönheide, Johanngeorgenstadt, Oberwiesenthal, Annaberg, Ehrenfriedersdorf, Geyer, Zwönitz, Löbnitz, Schwarzenberg, Auerbach, Klingenthal, Markneukirchen, Grünhain, Harlentein etc.
Atteste liegen in allen Apotheken aus. „Obige Schutzmarke schützt vor jeder Nachahmung“.

Wollene Stridgarne,
I. Qualität 75 und 80 Pfg. per 1/4 Pfd.,
II. Qualität 60 Pfg. per 1/4 Pfd., empfiehlt
Paul Beyer.

Zur bevorsteh. **Sedanfeier** empfehle **Vorbeerkränze** und bitte bei Bedarf um rechtzeitige Bestellung.

Zum Schulfest empfehle alle Arten **Vindereien** bei nur geschmackvoller Ausführung.
E. Schütze,
Handelsgärtner, Eibenstock.

Zimmersacher.
Morgen Sonntag, den 29. d. Mts., beabsichtige ich ein **Schweinauslegen** mit **Prämierung** abzuhalten und werde hierbei mit **Bairisch, Lager-, Weiß- und Braun-Bier** bestens aufwarten.
Um zahlreichen Besuch bittet
C. F. Ficker.

Beilage zu Nr. 102 des „Amts- und Anzeigeblasses“.

Eibenstadt, den 28. August 1880.

Eine Tochter Hamburgs.

Roman aus der Franzosenzeit von J. Steinmann.
(Fortsetzung.)

Auch Hella wußte jetzt, wie es in Bernhard's Herzen ausfiel und der Gedanke erfüllte sie mit namenlosem Jubel, mit nie geahntem Entzücken. Er liebte sie und mit welcher selbstlosen Liebe! Mit welcher erschütternden Worten beklagte er, daß er nie ihr Herz gewinnen könne, und — wie manches Mal drängte es sie, ihm zu sagen, daß er schon lange ihr Herz besitze, und daß sie ihn nicht minder innig liebe als er sie liebte.

Es war am Morgen des 29. Mai, desselben Tages, wo Oberst Lettenborn mit seinen Küssen die Stadt räumte. Die ganze Nacht tobte und lärmte es in den Straßen, Pferde jagten vorbei, Wagen rasselten vorüber, und in Frau Wollnow's Augen wollte kein Schlaf kommen. Endlich gegen Morgen war sie eingeschlummert und Hella saß allein an dem Bett des Kranken.

Ihre Augen ruhten lange forschend auf seinem Gesicht. Es war so bleich und verfallen, daß sie die Thränen kaum zurückhalten konnte.

Plötzlich öffnete der Leidende seine Augen, ein sonniges Lächeln glitt über das bleiche Antlitz, als seine Augen auf Hella fielen.

„Hella!“ kam es leise und innig über seine Lippen. Sie entzog ihm ihre Hand nicht, welche er ergriffen hatte, sondern blickte nur erröthend vor sich nieder.

„Hella, hast Du kein Wort für mich?“ flüchte Bernhard, „und doch brachtest Du dem Fremden ein so großes Opfer.“

„Sie sollten nicht reden, Herr Wollnow,“ sagte sie plötzlich, ihm ihr Antlitz voll zuwendend. „Wenn Sie aber durchaus sprechen wollen, dann sagen Sie wenigstens nicht, daß ich Ihnen ein Opfer brachte, während Sie für ein armes Mädchen Ihr Leben wagten. Ich weiß nicht, womit ich so viel Theilnahme verdient habe und wie ich sie Ihnen vergelten könnte?“

„Wissen Sie es wirklich nicht, Hella? Haben Sie noch immer keine Ahnung, was mich zu Ihnen führte? Dachten Sie nie daran, daß es Liebe war?“

Sie wandte sich ab. Aber er hielt ihre Hand nur um so fester. „Nein, Hella, wenigstens anhören sollen Sie mich und dann mögen Sie entscheiden. Gewißheit muß ich haben. Manches Mal ist es mir gewesen, wenn Sie mich schlafend wädhnten und Sie sich über mich beugten, als tropften Thränen aus Ihren Augen.“

Hella's Lippen zitterten, jede Spur von Farbe war aus dem lieblichen Gesichte gewichen, aber sie schwieg beharrlich still.

„Nun, Hella, haben Sie kein Wort des Trostes für mich? Wollen Sie mich noch länger meinem Zweifel überlassen?“

Doch noch immer keine Antwort, — sie konnte, durfte es ihm nicht sagen, obgleich sich die Worte auf ihre Lippen drängten. Wäre er ihr gleichgestellt gewesen, hätte sie die Berechtigung gehabt, ihn zu lieben, mit welcher Sonne hätte sie ihm verrathen, was in ihrem Innern vorging, aber jetzt wäre es ein Unrecht gegen seine Eltern gewesen, wenn sie gesprochen hätte.

Aber eine andere Stimme sprach für sie. Unbemerkter war Frau Wollnow Zeugin dieser Unterredung gewesen, und ihr Herz klopfte vor Freude, daß es ihr vergönnt war, einen so tiefen Blick in ein edles Frauenherz werfen zu können. Nun bangte sie nicht mehr. Mit Hella Wolferding gewann ihr Sohn einen reichen Schatz, einen Schatz, der mehr galt als Gold und Reichthum, mehr als ein angesehenes Name.

„Ja, Bernhard, sie hat um Dich geweint,“ sagte Frau Wollnow, nähertretend. „Ich habe das Mädchen, an welches Du Dein Herz verloren hast, beobachtet, und ich danke dem Himmel, daß Deine Wahl auf sie gefallen ist. Fürchte Dich nicht, — ich weiß, sie liebt Dich ebenso sehr, wie Du sie.“

Dann waren Beide allein. Die Mutter war hinausgegangen.

„Hella, ist es wahr? Du liebst mich?“

Das junge Mädchen war wie betäubt. War es denn möglich, daß das Füllhorn des Glücks so plötzlich über sie ausgeschüttet wurde? Aber sie litt es, daß Bernhard seinen gesunden Arm um ihren Nacken schlang und ihr zärtliche Worte in's Ohr flüsterte.

„Ich habe Dich seit jenem Tage geliebt, Hella, an dem ich Dich zuerst bei meiner Mutter erblickte; und Du, — weißt Du es erst jetzt?“ fragte er endlich inmitten des süßen Geplauders.

„Seit mehr als sechs Jahren,“ flüsterte sie leise. „Ich habe Dich von dem Tage an geliebt, an dem ich Dich zum ersten Male sah.“

Da fuhr eine Wolke über seine Stirn, — in dieser Stunde an eine düstere Vergangenheit erinnert zu werden, war grausam.

Und Hella hatte die Wolke gesehen, so rasch sie auch wieder von seiner Stirn verschwand, — es lag also doch ein Geheimniß zwischen ihnen, welches sie vielleicht nie ergründen sollte.

Bernhard's Eltern waren mit der Wahl ihres Sohnes einverstanden, aber die Gefahr, welche über Aller Haupt schwebte, ließ sie nicht zum rechten Ausbruch einer Freude kommen. In der Stadt herrschte die größte Verwirrung und ein panischer Schrecken, denn es stand zu erwarten, daß der französische Marschall stündlich seinen Einzug hielt.

So saß die Wollnow'sche Familie und berathschlagte, was geschehen solle, um Bernhard und Hella vor den möglichen Verfolgungen des Generals Lefort sicher zu stellen.

„Es giebt ein Mittel, Vater,“ sagte Bernhard endlich nach längerem Nachdenken, während seine Blicke wiederholt zu Hella hinübergesogen waren.

„Und welches Mittel wäre dies?“ fragten Herr und Frau Wollnow beinahe gleichzeitig.

„Laßt uns gleich durch den Spruch der Kirche verbinden,“ entgegnete Bernhard ohne Zögern, „meine Frau vermag ich vor Nachstellungen zu schützen, und dann kann ich ruhig hier bleiben. Es ist besser für Alle. Wer weiß wie viele häßliche Blicke bereits herübergeschweift sind, — durch eine Ehe wird allen Verläumdungen ein Ziel gesetzt und die Zeit, in welcher wir leben, entschuldigt wohl eine so rasche Handlungsweise.“

Hella war todtenbleich geworden, auch Herr und Frau Wollnow waren überrascht, aber wenigstens Bernhard's Vater fand die Idee seines Sohnes nicht gar so thöricht, und zweifellos hatte sein Sohn darin Recht, daß er, als Gatte Hella's, sie besser schützen könne.

Bernhard's Mutter hatte viele Einwendungen zu machen, — sie hielt anfangs eine so schnelle Hochzeit für ein Ding der Unmöglichkeit. Sie hatte es sich so hübsch gedacht, Hella's Ausstattung zu besorgen, und dann eine fröhliche Hochzeit, die Braut in vollem Hochzeitsschmuck, und sie konnte es nicht fassen, um alle diese Dinge gebracht zu werden. Aber Herrn Wollnow's Zustimmung beseitigte auch bald ihre letzten Bedenken und während ihr Gatte fortging, um den Priester und Trauzeugen für den Abend zu bestellen, mußte sie an Hella's Toilette und einige sonstige nothwendige Vorbereitungen für die Trauung denken.

Es war eine seltsame Feierlichkeit. Wie hätte Hella nur im Traume daran denken können, daß die Altardecke, welche Frau Wollnow ihr zur Vollendung übergeben hatte, zuerst bei ihrer eigenen Hochzeit verwandt werden würde. Bernhard hatte für die Dauer der Trauung sein Lager verlassen und, den rechten Arm in der schwarzseidenen Binde, stand er doch hochauferichtet und mit freudestrahenden Blicken neben seiner lieblichen Braut, um den Segen der Kirche für dieses Bündniß zu empfangen.

Hella trug ein schwarzes Gewand. Sie war in

diesem Kleide eingeseget. Es gab kaum jemals eine holdere Braut. Das blonde Haar lag wie ein Glorien-schein um das von Sonne verklärte Antlitz, welches demüthig zu Boden blickte.

Arme Hella, Du glaubst den Gipfel des Glücks erreicht zu haben, und ahnst nicht, daß die Nacht der Beiden sobald schon Deinen Lebensweg umdüstern soll.

6. Kapitel.

Armand Lefort.

Am 30. Mai, Abends, zog in der That der Marschall Davoust mit seinen Truppen in Hamburg ein, und der Schrecken der Bevölkerung hatte seinen Höhepunkt erreicht. Verleumdungen und falsche Denunciationsen waren Thor und Thür geöffnet und Jeder hatte gegründete Ursache, den kommenden Tag zu fürchten.

In dem reizenden Landhause einer der Vorstädte, dem einzigen, welches unverfehrt geblieben, während die andern eingeebnet, zwischen halb versengten Bäumen, die das Bild traurigster Verwüstung lieferten, hatte der französische General Armand Lefort seinen Wohnsitz genommen, und die weiten Säle erglänzten in hellem Kerzenlicht. Eine Anzahl Gäste durchwanderte lachend und plaudernd die geschmückten Räume. Und es war nicht allein eine fremde Nation, welche hier vertreten war, blondes Haar und blaue Augen neben dunkeläugigen Franzosen. Aber nicht ein freier Wille vereinigte die Gäste, mehr noch gebot die Klugheit, alle deutschen Gefühle zu verbergen.

Mitternacht war vorüber, als die Gäste schieden, bis auf einige wenige Auserlesene, welche vielleicht der anbrechende Morgen noch hinter funkelnden Pokalen fand.

In einem kleinen Seitengemache ruhte auf seidnen Polstern eine Frau von wunderbar fremdländischer Schönheit. Ein schwarzes Sammetgewand, reich mit Gold gestickt, umhüllte die junonischen Formen, im dunklen Haar blühten Diamanten, und den schneeigen Nacken, die schönen Arme schmückten kostliche Perlen.

Die Polster, auf welcher die schöne Gestalt ruhte, waren von kirschrother Seide, gerade wie dazu gemacht, die seltene Schönheit der Frau noch mehr hervorzuheben. Kostbare Gobelins bedeckten die Wände und bildeten den Hintergrund eines Gewirres tropischer Blatt-pflanzen, aus welchem hier und da die Statue einer griechischen Göttin hervorschaute.

Die Frau lag mit geschlossenen Augen, die seidnen Wimpern ruhten auf der sammetnen Wange, aber sie schlief nicht. Bisweilen hob sie den Kopf ein wenig von dem Polster empor und neigte das Ohr nach dem mit seidnen Vorhängen geschlossenen Eingange, um gleich darauf wieder in ihre vorige Lage zurückzusinken. Nur von fern herüber drang lautes Getöse und Gläser-klingen.

Endlich wurde der Vorhang ein wenig zur Seite geschoben und neugierig blickten ein Paar Augen herein. Eine große stattliche Männergestalt stand auf der Schwelle.

Die Frau rührte sich nicht, sie lag jetzt wirklich wie eine Schlafende und das matte Licht der Ampel war nur dazu geeignet, Jeden in dieser Meinung zu bestärken. Die Gestalt erschien wie hingegossen, der linke kleine Fuß in seidnem Schuh lag auf einem Polster, die rosigten Lippen waren halb geöffnet und ließen zwei Reihen blendender Zähne durchschimmern.

Die Schönheit der Frau schien nicht den mindesten Eindruck auf den Beschauer zu machen, — es war vielmehr ein spöttisches Lächeln, welches seinen Mund umspielte, und er drehte den dunklen Schnurrbart recht energisch, während ein Fluch seinen Lippen entschlüpfte.

„Parbleu!“ murmelte er. „Ich wünschte, sie wäre weniger schön, mir würde die Trennung leichter, aber es kann so nicht fortgehen. Sie ist mir eine Last und sie behauptet mir viel zu sehr ihr Recht.“

Er trat ziemlich fest auf, daß die Sporen kicherten, aber der weiche Teppich fing den Schall auf und die Frau rührte sich nicht. Jetzt stand er neben ihr und jetzt hoben sich abermals langsam und träumerisch die seidnen Wimpern und ein Lächeln umschwebte ihre rosigen Lippen.

Aber das Lächeln war ein erzwungenes, wie das Aufleuchten ihrer Augen mehr Haß als Liebe verrieth, aber nur einen Moment hatte es so geschienen, dann erhob sie sich langsam von dem Polster und stand jetzt vor dem Manne. Sie legte ihre Hände auf seine Schulter, und obgleich ihre schlanke Gestalt beinahe zu ihm hinaufreichte, sie mußte doch ein wenig ihren Kopf emporheben, um in sein Antlitz blicken zu können.

„Armand, Du hast mich lange allein gelassen,“ flüsterte eine weiche Stimme.

Und der finstere Zug aus seinem Gesichte verschwand wie der Schnee vor der Märzsonne. Der Wein hatte ihm den Kopf verwirrt und seine festen Vorsätze waren verschwunden, er sah nichts, als das schöne liebende Weib mit den sinnverwirrenden Augen, und seine Arme schlangen sich um die schöne Gestalt und preßten sie fest, fest an sich.

„Endlich, — einen Augenblick für mich,“ flüsterte sie mit zärtlichem Vorwurf, ihn neben sich auf das Polster niederziehend. „O, Armand, wenn Du wüßtest, was ich leide, wenn ich Dich inmitten der schönen Frauen weiß, und ich darf nicht einen einzigen Blick auf Dich werfen, — ich muß, fern von Dir, auf das Lachen und Scherzen lauschen, mit welchem sie Dich von meinem Herzen reißen wollen, — Du würdest weniger grausam sein.“

Eine Wolke fuhr über seine Stirn und für einen kurzen Moment lösten sich die Arme, welche sich noch immer umschlungen hielten.

„Du bist eine Thörin, Georgette,“ sagte er mit einer gewissen Ungeduld im Ton der Stimme. „Du weißt, ich kann nicht anders, auch wenn ich wollte. Du weißt, der Marschall verlangt neuerdings von uns Rücksichten auf unsere Stellung in einer eroberten Stadt.“

„Und warum hältst Du mir nicht endlich Dein Versprechen?“ unterbrach sie ihn und in ihren Augen glänzte ein feuchter Schimmer.

„Weil, — weil,“ entgegnete Armand mit einiger Verlegenheit, „ich die Zeit noch nicht dafür gekommen erachte. Laß' erst Friede werden. Du weißt Georgette, — Deine Vergangenheit! Ich bin meiner Stellung doch immer gewisse Rücksichten schuldig.“

In ihren Augen flammte es düster auf, es leuchtete darin ein wilder, dämonischer Haß. Aber Armand hatte den Blick nicht gesehen und fuhr, als die Frau nichts sagte, in ziemlich gleichgültigem Tone fort:

„Du hast wie eine rechte Thörin gehandelt, unmöglich hättest Du sonst alle Papiere zurücklassen können. Ich glaube Dir zwar gern, daß Du mit diesem einfältigen Deutschen rechtmäßig verbunden warst, allein unser gegenseitiges Verhältniß, — Du kannst es mir unmöglich verargen, wenn ich positivere Beweismittel in Händen haben möchte als Dein Wort.“

Das schöne Weib war leichenblau geworden, selbst die rosigen Lippen schienen vom Hauch des Todes berührt.

„Armand!“ flüsterte sie leise, aber in dem einen Wort lag eine ganze Welt von Entrüstung.

„Nun, meine Liebe?“ fragte er.

Sie hatte sich gewaltsam gefaßt, sie wollte und mußte ruhig bleiben, sie wußte es ja lange, daß er nur eine Gelegenheit suchte, sich ihrer zu entledigen.

„Und wenn ich Dir die Papiere bringe?“ fragte sie.

Er gab nicht sogleich eine Antwort, und es war ein schadenfrohes Lächeln, welches über sein Gesicht glitt, als er erwiderte:

„Wie wolltest Du die Papiere herbeischaffen? Es ist eine Unmöglichkeit, Georgette, es sei denn, — Du würdest Deinen ehemaligen —“

Er sprach nicht aus, was er sagen wollte, der Blick, mit welchem sie ihn ansah, ließ ihm das Wort auf der Zunge ersterben.

„Versuche es,“ fuhr er dann fort. „Du weißt, daß

Du mir dann dadurch einen großen Gefallen erzeigst. Dieses Verhältniß ist für mich eine unerträgliche Last. Ich bedarf einer Repräsentantin meiner Häuslichkeit, — viele Damen neigen Anstand, meine Gesellschaft zu besuchen.“

Er war aufgestanden, und Georgette machte keinen Versuch, ihn zurückzuhalten. Sie erfuhr am heutigen Abend nichts Neues, sie wußte es schon lange, daß sie ihm zur Last war, — er hatte es, bisher nur nach nicht in Worte gekleidet und so klar ausgesprochen.

Sie erhob sich gleichfalls, und wenn er nur noch ein Auge für ihre Schönheit gehabt hätte, er mußte die königliche Gestalt bewundern. In schweren Falten floß der Sammet bis zu ihren Füßen hernieder, in eine lange Schleppe outlaufend und ließ sie noch stolzer, königlicher erscheinen, aber Armand's Augen glitten achtlos über sie hin, vor seiner Seele stand ein anderes Bild, ein holdes, süßes Kinderantlitz. Das hatte ihn in Fesseln gelegt, stärker und gewaltiger, als die Fesseln, welche ihn einst an diese Frau ketteten.

Georgette sah es und eine unsagbare Angst erfaßte sie, eine Furcht, daß es ihr nie gelingen möge, ihn fester an sich zu ziehen. Und was wurde dann aus ihr? Ein Schauer durchrieselte sie, wenn der Tag der Ernte von Allem kam, was sie geläet! Es durfte nicht sein, — sie mußte kämpfen bis zum letzten Athemzuge und dann siegen oder — sterben.

„Armand, — ich werde Dir die Beweise bringen, verlaß' Dich darauf, aber dann, — dann wirst Du mich nicht länger hinhalten. Du weißt, wie ich Dich liebe. Habe ich nicht Deinetwegen Alles dahin gegeben?“

„Du, Georgette, — Du? Freiwillig? Es blieb Dir nichts weiter übrig!“

Es war ein wildes, dämonisches Lachen, mit welchem er diese Worte hervorstieß.

Sie sagte nichts, nur die sahle Blässe ihres Gesichtes verrieth, was in ihr vorging.

„Du weißt es nicht, Armand, und eines Tages glaubtest Du mir,“ sagte sie, sich nur noch höher aufrichtend. „Laß' uns auch darüber keine Worte weiter verlieren, es kommt auf Eines heraus. Aber jetzt beantworte mir meine Frage: Bist Du mir Dein Wort halten, wenn ich Dir die Beweise bringe, daß ich rechtmäßig verheirathet war?“

Das war keine Bitte mehr, es war ein Befehl. Er sah sie im ersten Moment verwundert an, aber dann senkte er die Augen zu Boden vor ihrem stolzen Blick.

„Ich habe Dir niemals Veranlassung gegeben, meine Aussagen zu bezweifeln,“ sagte er mit einiger Verlegenheit. „Bringe mir die Beweise und ich werde mich sehr freuen, dieses unerträgliche Verhältniß beendet zu sehen.“

Ein spöttisches Lächeln umspielte ihre Lippen, aber er sah es nicht, denn sie wandte sich von ihm ab und näherte sich dem Marmorkamin, in welchem, trotz der vorgeschrittenen Jahreszeit, noch ein helles Feuer unterhalten wurde. Da blieb sie stehen, und als sie sich nach einer Weile umwandte, hatte Armand das Gemach verlassen.

Sie athmete tief auf. Die Gefahr hatte ihren Höhepunkt erreicht. Sie war eine Thörin gewesen, daß sie jemals den Aussagen dieses Mannes Glauben schenkte, als sie sein Anerbieten, ihr seine Hand zu reichen, mit den Worten von sich wies, daß die Liebe stärker sein müsse, als der priesterliche Segen. Nur Kolerie ließ sie so handeln und sprechen, bis sie einsah, daß sie nicht wohl gethan hatte, daß Armand's Charakter nicht durch Demuth, sondern nur durch Zwang zu seinen Handlungen bestimmt werden könne. Aber als sie es einsah, da war es schon zu spät. Er hatte tausenderlei Ausflüchte, welche ihn hinderten, sein Verhältniß zu Georgette durch den priesterlichen Segen weihen zu lassen. Er verwies sie von einem Zeitpunkt auf den andern, und Georgette nahm zu neuer List, zu neuen Künsten ihre Zuflucht, um endlich einzusehen, daß Alles vergebens war.

Die Beweise, daß sie mit jenem Andern vermaählt gewesen, wollte er haben, weil er wußte, daß sie die-

selben niemals beibringen konnte. Bei Nacht und Nebel hatte sie das Haus ihres Gatten verlassen, und sie nahm nichts mit sich fort, als die Kleidung, welche sie trug. Sie war ein eitles, verwöhntes Weib, im höchsten Grade leichtsinnig, aber sie hatte ihren Gatten doch geliebt und sie wollte ihm wenigstens zeigen, daß ihr jede Berechnung fern lag. Woher nun die Beweise ihrer Ehe nehmen, die gerichtlich getrennt worden war, weil sie ihren Mann heimlich und böswillig verlassen hatte? Man glaubte sie todt und verschollen und sie selbst hatte das Decret, welches ihre Ehe löste, in einem deutschen Blatte gelesen.

Die Hände auf dem Rücken gekreuzt, durchwanderte sie lange das Gemach. Armand wußte nur zu gut, daß sie eher sterben würde, als sich mit ihrem ehemaligen Gatten jetzt in ihrer tiefsten Erniedrigung in Verbindung zu setzen, und wer anders, als er, konnte ihr zu Dem verhelfen, was er von ihr forderte?

Aber sie wußte auch, daß er darauf seinen Plan gegründet hatte, und dies Bewußtsein machte ihren Geist erfunderisch. Sie war fest entschlossen, ihn zu zwingen, sein Versprechen zu halten, nicht aus Liebe, sondern aus Haß. Sie hatte ihn nie geliebt. Seine Bewunderung erweckte ihre Eitelkeit, und ehe sie es wußte, wanderte sie am Rande des Verderbens. Noch einen Schritt weiter und dann lag sie im tiefsten Abgrunde, aus welchem es keine Rettung gab.

Mit ruhlosen Schritten wanderte am folgenden Morgen der General Armand Lefort in seinem Gemache auf und nieder. Tausenderlei Gegenstände hatten den ursprünglich großen Raum in ein beengtes fremdländisch ausgepustetes Gemach verwandelt, in welchem der große stattliche Mann sich wie ein Löwe in seinem Käfig vor-tam.

Finstere Wolken bedeckten die Stirn der Generals und die dunklen Augen schossen Blitze, während er von Zeit zu Zeit einen wilden Fluch ausstieß. Die durchschwärmte Nacht verbesserte seine Laune nicht und — dann! Die Wunde an der linken Schulter schmerzte auch noch.

Der Schmerz brachte seinen unwillkommenen Ideen-gang wieder in das rechte Geleise und gab seinem inneren Grimm eine Ableitung. Er erinnerte ihn an Denjenigen, welcher ihm die Wunde beigebracht und ihn dadurch auf längere Zeit zu einer Unthätigkeit verdammt hatte, welche unter den obwaltenden Umständen für ihn von geradezu schlimmen Folgen gewesen war.

Lefort hatte sich in die schöne Hella Wolferding bis zur Kaserei verliebt und diese Liebe nahm zu, je kälter und unnahbarer ihm das junge Mädchen erschien, und er war fest entschlossen, sie für sich zu gewinnen. Was er an jenem Abend empfunden hatte, als er Hella in Begleitung eines Mannes in ihre Wohnung zurückkehren sah, läßt sich schwer beschreiben. Er würde den Mann sofort niedergestossen haben, wenn es nicht — Bernhard Bollnow gewesen wäre.

Die Wunde, welche der Franzose im Zweikampfe empfing, war keine gefährliche, aber sie hatte einen starken Blutverlust zur Folge und zwang ihn zur Ruhe. So war er vor dem ersten Abzuge der Franzosen kaum wieder zur Besinnung gelangt, und es ihm durchaus unmöglich gewesen, nur irgend welche Befehle auf die Verfolgung Hella's gerichtet, zu ertheilen. Aber, seine Kameraden wußten nur von seinem Gegner, nichts von der unmittelbar Schuldigen, Hella wäre sonst schwerlich ihrem Geschick entronnen.

Aber jetzt war sie abermals in seine Macht gegeben, denn Homburg war auf's Neue in der Gewalt der Franzosen, und wahrlich, Lefort war nicht geneigt, irgend welche Rücksicht zu üben. Nur den einen Wunsch, sie zu besitzen, kannte er, — selbst um den Preis, ihr seine Freiheit zu opfern. Aber Georgette war es, welche ihn zurückhielt, sofort einen gewagten Schritt zu thun, — er fürchtete sie.

(Fortsetzung folgt.)